



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission 1930

5 (1930)

Caritasblüten

Nr. 5

Mai

1930

Marienverehrung in der Mission

Lilien

Dicht am Fuße des Königs der Berge Kilimandjaro blühen Lilien in unzählbarer Menge und senden ihre süßen Düfte zu dem altherwürdigen Gnadenbilde, welches in einem uralten, hohlen Baume thront, empor. Ein dichtes Blätterdach, bewachsen mit wilden Schlingpflanzen, schützt es vor Sturm und Regen. Ein herrlicher Anblick! Hell strahlt die afrikanische glühendheiße Sonne am wolkenlosen Firmament, so daß der Kibo nahe beim Hintergrunde der Missionsstation Kiboscho, mit seiner ewig schneebedeckten Kuppe in herrlichem Silberglanz glitzert und funkelt. Vöglein haben ihre Nestchen unter Mariens Schutz gebaut. Sie zwitschern und singen Lob und Preis „Unserer lieben Frau“.

Du bist die Maienblüte,
So still und licht und rein,
So voller Himmelsgüte
Und voller Himmelschein.
Du bist die duft'ge Rose,
Die lächelnd aufgeblüht,
Das Kindlein auf dem Arme
In holder Liebe glüht.
Du bist so rein wie Lilien,
Du bist so weiß wie Schnee,
Dein Auge ist so himmlisch
Und tief wie klarer See.
O Königin im Lilienkleid,
Der Menschen Trost, der Engel Freud!
O unsere liebe Frau!

Eine zarte Andacht zu Maria ist eine reiche Quelle von Gnaden und Gunstbezeugungen. Wer Maria, unsere himmlische Mutter, nicht vergißt, der wird auch von Maria nicht vergessen.

Im Marienmonat Mai erschließt auch hier die Natur der himmlischen Königin den Kelch ihrer schönsten Blumen. Die Farbenpracht und der Duft der afrikanischen Rosen sind geradezu überwältigend; und was soll ich von den herrlichen

Lilien sagen, welche in ihrer schlanken Gestalt und ihrem blendend weißen Kleide wie eine wohlgeordnete Prozession weißer Jungfrauen in den Gartenbeeten den Weg entlang stehen, bis hin zum Throne unserer lieben Frau, welche unter einem



Mutter Gottes im hohlen Baum in Kiboscho.

grünen Blätterdach erhaben niederblickt auf ihre zarten Blumenkinder. Vor ihrem Gnadenbilde steht der ganze Namenszug „Maria“ im Lilienkleide. Schwester Caspara hat in ihrer zarten Kindesliebe zu Maria dieses Beet angelegt. Alle

unsere schwarzen Kinder hier geben ihrer innigen Liebe zu Maria durch Blumenschmuck und lieblich klingende Marienlieder in ihrer Wadschagga-Sprache Ausdruck. Freilich sind zuweilen die gewidmeten Blumensträuße und Kränze etwas plump, aber die himmlische Mutter kennt ja ihre Kinder und sieht nur auf das Herz.

So läßt es sich unsere Maria trotz ihres hölzernen Stelzfußes nicht nehmen, nach dem Arbeitschluß noch extra zu „Unserer lieben Frau im Baume“ die Anhöhe hinauf zu wandern und ihr Blumensträußchen zu den Füßen der Mutter Gottes hinzulegen.

Während ich lezthin nachmittags im schattigen Bananengesträuch saß und schrieb, sah ich Maria wieder den schweren Gang zur Anhöhe hinauf humpeln, eines der Kleinsten aus der Bewahrschule am Arme, das andere an der Hand; pechschwarze, schokoladenbraune und bronzefarbige Kinderchen waren es, mit denen sie sich mühsam hinaufschleppte. Die Schwester hatte ihnen reine Schürzen angelegt, und mit sonnigen Augen schauten die kleinen schwarzen Engeln der Gottesmutter ins Auge. Maria stand wie eine glückliche Mutter hinter der kleinen Gruppe; in voller Begeisterung stimmte sie ein Marienlied an, und die unschuldigen Kleinen lallten mit so gut sie eben konnten. Die blendend weißen Lilien, welche an Höhe die Kleinen überragten, wiegten ihre Blütenkelche im Abendwinde sanft hin und her. Die goldene Abendsonne warf einen klaren Schein um die weiße Stirne des Marienbildes, und das ganze war ein so innig ergreifendes Bild.

Heiliger Friede, innere Freude, ein beseligendes Trostgefühl läßt das Herz des Beschauers in kindlicher Marienliebe höher schlagen. Fern von der Heimat, auf fremdem Erdteil, im Herzen Afrikas, mitten unter schwarzen Menschen ein Marienbild im hohlen Baumstamm, auf wildem Gefilde unter Bananen, dazu unzählige hochgewachsene Lilien, weiß wie der Schnee. Ist das kein ergreifendes Bild? Der Vöglein Abendlied erhöhte diese stille Poesie.

Die Vöglein alle preisen
Maria mit lautem Schall,
Ihr schlägt in süßen Weisen
Die holde Nachtigall;
Ihr duftet jede Blume,
Ihr lacht die Lenzes-Au,
Wenn sie zu ihrem Ruhme
Sich schmückt mit Silbertau;
Ihr blüh'n die schlanken Lilien,
So weiß wie frischer Schnee,
Ihr duften zarte Blümchen
Hoch auf des Berges Höh'. Schw. Engelberta.

Rhodesia

Oben an der Spitze des Berges steht bescheiden und anmutig
das traute Kapellchen der schmerzhaften Mutter; unten liegt



Kapellchen in Triashill, Rhodesia.

Das Bild der schmerzhaften Mutter ist eine Abbildung des Gnadenbildes
der schmerzhaften Mutter in Dettelbach bei Würzburg.

zu seinen Füßen die Missionsstation Triashill. Das Innere
dieses kleinen Betortes faßt höchstens 15 Personen. Über dem
Altar stehen die Worte:

„Maria von Trost ja niemand verstoßt!“

Ja, manches müde, beklagte Menschenherz hat in diesem Kapellchen wieder Ruhe und Trost gefunden. Der häufige Besuch des Kapellchens spricht laut von dem Vertrauen, das auch die Eingeborenen zu unserer lieben Frau haben.

Unter meinen krausköpfigen Schützlingen hatte ich ein fünfzehnjähriges Mädchen, das bereits Katechumene war und vor der heiligen Taufe stand; für mich aber war sie immer das Sorgenkind. Wie oft habe ich sie in diesem Kapellchen der himmlischen Mutter empfohlen, aber mein Gebet schien fruchtlos zu sein, denn trotz meines Verbotes und meiner Mahnungen ging sie in den Ferien nach Hause in die ganz heidnische Umgebung. Ich wußte gut, welche große sittliche Gefahren da auf mein Sorgenkind warten würden. Bei Beginn der Schule war Sabadzanje wieder auf der Mission erschienen; sie wurde immer unartiger und gab den andern Kindern kein erbauliches Beispiel. Alle meine Ermahnungen und Zurechtweisungen schlugen fehl; und wieder nahm ich meine Zuflucht zur schmerzhaften Mutter im Kapellchen. Neun Tage besuchte ich sie auf dem Berge und flehte für mein irrendes Schäflein, und nicht umsonst.

Eines Abends war ich in meinem Klassenzimmer mit der Korrektur der Aufgaben beschäftigt, da klopft es an die Türe. Wer war es? Mein Sorgenkind. Zu meinem größten Erstaunen stand sie wie umgewandelt da und beteuerte, daß sie nun ein gutes Mädchen werden will. Sabadzanje bat mich, ihr behilflich zu sein, was ich mit Freuden gewährte. Bis jetzt ist sie ihrem Vorsatz treu geblieben; ja, sie kam sogar mit der Bitte, ob sie denn nicht Kandidatin bei den eingeborenen Schwestern werden könnte. Das war mir als eine tatkräftige Erhörung von seiten unserer lieben Frau im Kapellchen.

In stiller Abendstunde, wenn die sinkende Sonne mit ihren majestätischen Strahlen Berg und Kapellchen in ein glänzendes Rot kleidet, bringe ich der Mutter meinen Dank. Neben den immergrünen Cypressen erheben sich himmelhohe Eukalyptusbäume; sie neigen sanft ihre Zweige, und es ist mir, als wollten sie durch die schweigsame Natur ihr „Ave Maria“ säuseln. Alles atmet Friede, Freude und Glück. In dieser herrlichen Einsamkeit fühlt man sich der himmlischen Mutter so nahe und unwillkürlich drängt sich das Gebet auf meine Lippen:

„Segne du, Maria, alle die mir lieb,
Deinen Mutterseggen ihnen täglich gib.
Deine Mutterhände breit auf alle aus,
Segne alle Herzen, segne jedes Haus!“

R

Nachrichten aus dem Mutterhaus

a) Reisebericht von unserer Ehrwürdigen Mutter General-Oberin.

Wie unsere verehrten Leser und Leserinnen wissen, hat unsere Ehrwürdige Mutter Generaloberin am 18. Dezember 1928 ihre große Visitationsreise nach Afrika angetreten. Über ein Jahr verweilte sie im Süden Afrikas: Natal, Griqualand, Basutoland. Dazwischen konnte sie wohl einen Abstecher nach Lourenco-Marques machen.

Wir lassen nun die Begleiterin unserer Ehrwürdigen Mutter Generaloberin, Schwester Ebba, Novizenmeisterin, von ihrer letzten Reise erzählen und sind überzeugt, daß sie das Interesse aller Leser und Leserinnen der Caritasblüten erwecken wird.

Driefontein, den 2. März 1930.

Es war der letzte Montag im Januar, als wir unsere Reise nach Rhodesia antraten. Nachdem der Regen sich in Strömen mehrere Tage vor der Abreise vom grauen, wolken schweren Himmel ergossen hatte, zerriß die afrikanische Sonne am Reisetag die Wolkenberge, und ihre glühenden Strahlen hatten in kurzer Zeit die Wege wieder fahrbar gemacht, so daß wir wohlgemut unsere Reise antreten konnten. Vier Tage und vier Nächte mußten wir in der Bahn verbringen. Unsere Reise ging zuerst über P. Maritzburg nach Johannesburg. Natal, das Paradies Afrikas, mit seinen samtgrünen Bergen und Hügelketten und den fruchtbaren Tälern, schwand mehr und mehr, und unser Dampfroß lenkte dem Transvaallande zu, das sich in großen, öden Flächen vor unsern Blicken ausbreitete. Je näher wir Johannesburg kamen, desto zahlreicher wurden die Ansiedlungen der Eingeborenen, die hier in den Goldfeldern zu Tausenden ihren Unterhalt verdienen. Mächtige Erdhaufen, die zu Bergen angewachsen sind, ragen fahlgrau zum Himmel empor und geben Zeugnis, welch ungeheure Flächen ausgehoben und ausgeschachtet wurden, um das kostbare Metall der Erde zu entnehmen. Wie wunderbar weise und gütig ist doch Gott. Das öde, wenig nutzbare Land birgt in seinem Innern als Ersatz großen Reichtum von Edelmetall. Ach, daß die armen Menschen Gottes unendliche Güte doch besser verständen. Leider nimmt mit dem Suchen nach Gold das Laster hier mehr und mehr überhand, so daß die allgemeine Aussage zu wahr ist: „Die Goldminen von Johannesburg sind das Grab der guten Sitten.“ Viele junge Menschen, die dort ihr Glück suchen, sinken in den Abgrund des Lasters und der Gottlosigkeit. —

Wir erreichten in der Abenddämmerung Johannesburg, und

nur zu rasch hüllten die Schatten der Nacht die Stadt ins Dunkle; wir beeilten uns, den Zug nach Buluwayo ausfindig zu machen. Da gerade die Sommerferien beendet waren, herrschte starker Verkehr, so daß wir beinahe kein Plätzchen mehr gefunden hätten, denn alle Plätze waren vorbestellt. In letzter Minute erbarmte sich ein Beamter und überließ uns sein kleines Abteil, wo wir für uns allein waren. Innig dankten wir dem lieben Gott für diese Aufmerksamkeit, denn wo hätten wir in der Nachtzeit in der fremden Stadt ein Unterkommen finden können? Von Müdigkeit überwältigt, konnten wir auch bald etwas ruhen; war es ja schon die zweite Nacht, die wir in der Bahn verbrachten. In Maseking, der Grenze von Transvaal und Rhodesia, erwartete uns schon wieder ein kleines Mißgeschick. Hier erfuhren wir, daß unser Wagen abgehängt wurde, und wir erst am nächsten Tage weiterfahren könnten. Wiederholt versuchten wir, noch ein Plätzchen zu finden, aber es war erfolglos; dasselbe Los traf noch eine Anzahl Mitreisende. Als wir nun auf der Straße standen und nicht wußten wohin, kam ein Beamter, nahm stillschweigend unsere Koffer, und ein kleiner Wink hieß uns, ihm zu folgen. Der gute Mann hatte uns ein Plätzchen bereit gehalten und brachte uns unbemerkt dahin. — Ja, die vielen guten Schutzengel in weiter Ferne sind treue Beschützer und Reisebegleiter durch ihr Gebet und Opfer.

Nun ging die Fahrt zwei Tage lang an der Grenze der Kalahari-Wüste entlang, wo nichts als Wildnis, Gestrüpp und Steingeröll sich unsern Blicken darbot. Heiß brannte die Sonne, noch schlimmer aber war der heiße Wüstenand, der als feiner Staub überall eindrang, so daß man genötigt war, die Fenster zu schließen. Wie froh waren wir, als am Abend ein Gewitter mit erfrischendem Regen etwas Kühlung brachte und den Staub dämpfte. An den verschiedenen Haltestellen kamen Scharen von Eingeborenen und boten ihre Waren: Tierfelle, kleine Schnizarbeiten, Perlenschnüre usw. den Reisenden an. Die armen Menschen, die in halbzerfallenen Lehm- und Strohhütten wohnen, suchen auf diese Weise etwas zu verdienen. Die meisten sind nur notdürftig bekleidet und die Kinder zum Teil noch nackt. Weit und breit ist keine Mission, kein Kirchlein sichtbar, und so können die armen Menschen den lieben Gott nicht kennenlernen. Unwillkürlich wird man von tiefem Mitleid erfaßt. Gebe Gott, daß auch hier bald Missionare kommen und das Reich Christi verkünden.

Endlich erreichten wir in der Frühe gegen halb 9 Uhr Buluwayo in Rhodesia. Hier erwarteten uns zwei Dominikanerinnen, die uns für einige Stunden in ihrem trauten Kloster Gastfreundschaft gewährten. Die Müdigkeit vergessend, eilten wir zuerst zur Pfarrkirche, wo unser stilles Sehnen, den lieben

Heiland in der heiligen Kommunion zu empfangen, noch erfüllt wurde, nachdem wir schon zwei Tage dieses Glück entbehren mußten. Neu gestärkt gingen wir dann zur Bahn zurück, wo der Zug nach Salisbury, der Hauptstadt von Rhodesia, schon bereit stand.

Mächtige Bergketten mit kolossalen Steinen, die oft drei- und vierfach aufeinander liegen, meldeten uns, daß wir unserm Ziele näher sind. Tatsächlich, Rhodesia ist steinreich, und nur der, welcher es gesehen hat, kann sich von diesem Steinreichtum ein Bild machen. Wir fuhren gegen Abend durch diese Gegend. Mit dem letzten Ausleuchten der Sonne tauchten scheinbar Burgen und Schlösser, schauerhafte Ruinen, ja mitunter ganze Städte in der Ferne auf. Doch als wir näher kamen, waren nur mächtige Felsen und Steingeröll zu sehen. Salisbury, die Hauptstadt von Rhodesia, erreichten wir am Morgen des vierten Reisetages. Nach kurzem Aufenthalt hatten wir guten Anschluß nach Macheke, der Bahnstation von Monte-Cassino. Dort erwartete uns Schwester Aquilina. Per Auto mußten wir durch den Machekefluß fahren, in welchem noch Krokodile hausen. Wir kamen glücklich hinüber; es ist immer ein Wagnis, aber hierzulande ist man dergleichen schon gewöhnt. Schwester Aquilina wäre einmal hier schon beinahe ertrunken, als sie nach starkem Regen mit einem Eselgespann durch den Fluß fuhr und das Wasser den Wagen samt den Eseln mit fort riß. Mit großer Anstrengung konnte sie sich retten. Ein Esel ist dabei ertrunken. — Der Schutz und die Hilfe Gottes bei solchen Gelegenheiten ist wirklich auffallend.

Die Ankunft der Ehrwürdigen Mutter brachte überall Freude und Jubel ins Haus. Groß und Klein, alles war auf den Beinen.

Monte Cassino liegt in einem anmutigen Tal, umsäumt von mächtigen Bergen, die zum Unterschied von den Bergen Natals alle mit Bäumen und Buschwerk bewachsen sind. Die Mission selbst gehört zu den schönsten in Rhodesia und hat gut besuchte Schulen mit 230 Boarders. In 14 Außenschulen unterrichten einheimische Lehrer noch eine große Anzahl Kinder. Die schön gepflegten Gärten und Anlagen zeugen von großem Fleiße. Die verschiedensten Arten von Obstbäumen wachsen hier, ebenso alle europäischen Gemüse. Auch Kaffeepflanzungen haben die Schwestern angelegt, und die Bäumchen hängen voll der prächtigsten Bohnen, die allerdings noch große Mühe fordern, bis der Kaffee gekocht werden kann. Die Schwestern haben gute Hilfe an den Kindern. Neben dem Schulunterricht erhalten dieselben noch verschiedene Kurse in Haus- und Handarbeit, Garten- und Feldbau. Wir staunten über die tadellos gebügelte Stärkewäsche, welche die Mädchen selbständig besorgen.

Die Leute sind hier noch sehr einfach und natürlich. Der

Stamm nennt sich: Chizezura. Alle sind noch große Kinder. Die Schüler und Schülerinnen bereiteten Ehrwürdigen Mutter ein festliches Willkommen in Liedern und Reigen. Auch die Lehrer erschienen im Feststaat; einer derselben, der erst kürzlich geheiratet hatte, kam sogar im Hochzeitsfrack.

Als Ehrwürdige Mutter am Schlusse der Feier Sweets (Bonbons) unter die Kinder verteilte, standen die Lehrer auch in der Reihe und hielten die Hände auf. Ihre Gesichter strahlten ebenso wie die der Kleinen, besonders da sie noch eine größere Portion erhielten.

Schon am zweiten Tage unseres Verweilens in Monte Cassino kam Rev. Father von St. Benedict, um Ehrwürdige



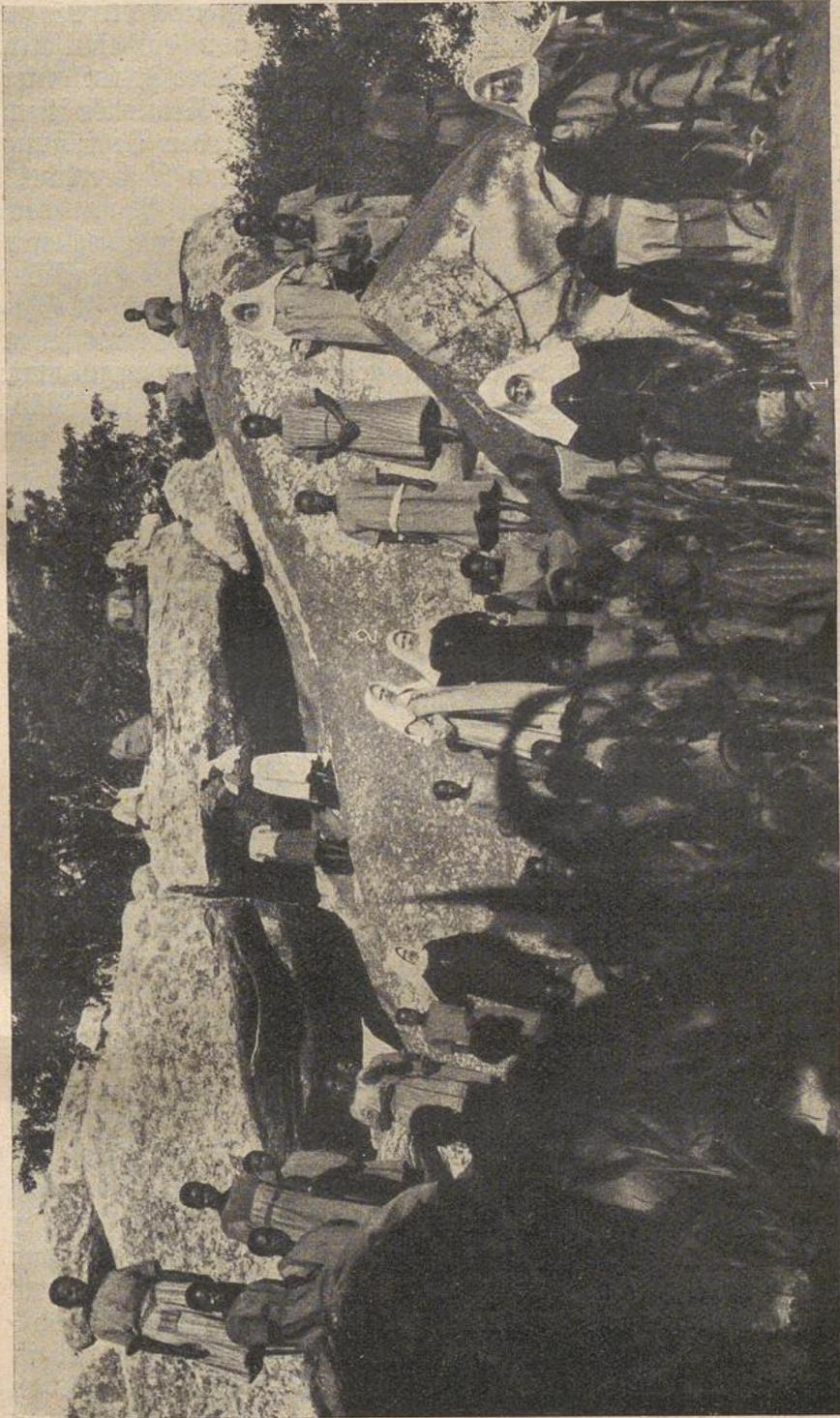
Monte Cassino, Rhodesia.

Mutter mit dem Auto nach dort zu bringen. Die Schwestern hatten nämlich Sorge, Ehrwürdige Mutter könnte weiterreisen, ohne sie in St. Benedict zu besuchen. So fuhren wir am nächsten Tage gleich zu der sieben Stunden entfernten Station. Die Fahrt ging wie gewöhnlich über Berg und Tal, Flüsse und Gräben. Schaufel und Hacke sind gewöhnlich im Auto. Mitunter muß der Missionar mit seinem Boy den Weg erst fahrbar machen oder einen Graben ausfüllen. Einmal blieb das Auto in einem Fluß stecken; doch nach kurzer Anstrengung flog es schon wieder über Stock und Stein. Mit einigen blauen Flecken muß man dabei schon rechnen. Die Sonne brannte so heiß, daß ich wirklich Sorge hatte für Ehrw. Mutter, doch Gott sei Dank ging alles gut. Das blechbeschlagene Auto war so heiß, daß man sich mit der bloßen Hand nirgends anhalten konnte.

St. Benedict liegt ganz in der Einsamkeit. Die Tagesschulen sind weit entfernt; zur weitesten, Umtoko genannt, benötigt man zwei Tage. Da noch kein fahrbarer Weg angelegt ist, muß der Missionar die Strecke zu Fuß oder per Pferd unternehmen; eine Schar Kinder begleitet ihn gewöhnlich, da in dieser Gegend noch der Löwe heimisch ist und derselbe die Menschen, wenn sie in größerer Anzahl kommen, flieht. Das Schönste auf dieser Mission ist die Kirche; ein großer, aus Ziegelsteinen aufgeführter Bau. Auf einem einfachen, schlichten Altar thront im stillen Tabernakel der göttliche Heiland im heiligsten Sakrament. Scharen von Christen eilen zum Gottes-
hause, und dichtgedrängte Reihen sieht man am Sonntag an der Kommunionbank. Eine stattliche Anzahl Kinder sind als Boarders in St. Benedict und werden in der Schule, wie auch in den häuslichen Arbeiten unterrichtet. Das Heim des Missionars wie das der Schwestern ist hier sehr einfach. Da kann man wirklich von Armut sprechen. Die ganze Haus- und Rükcheneinrichtung besteht aus einigen Kästen und Kistchen, aus denen die Schwestern verschiedene Möbelstücke verfertigt haben; alle ohne Anstrich. Dabei sind die Schwestern recht glücklich und freuen sich, dem lieben Heiland hier dienen zu dürfen. Die Lage der Station ist sehr schön. Wir versuchten einen Aufstieg auf den Magura-Berg, der zum Teil ganz aus Felsen ist und deshalb den Aufstieg sehr beschwerlich macht. Ehrw. Mutter ist natürlich in der stillen Einsamkeit geblieben, denn das Herz hätte diese Tour sicher nicht ausgehalten. Als wir unser Ziel, die Spitze des Berges, erreicht hatten, zeigte sich unsern Blicken ein herrliches Panorama. Am Fuße der Berges lag das traute Gotteshaus. Rundum lugten aus schattigem Grün mächtiger Bäume die strohgedeckten Missionsgebäulichkeiten. Von der Ferne grüßen Bergketten mit eigenartigen Kuppeln und Kegeln herüber; dazwischen wildromantische Schluchten und ausgebreitete Täler mit einigen Farmerwohnungen. Die vielen Kraals der Eingeborenen erschienen neben den mächtigen Felsen wie Spielhäuschen oder Körbchen. Oben auf der Spitze des Berges besichtigten wir noch verschiedene Gräber von Häuptlingen, die eine Art Mauer darstellten.

Nach Monte Cassino zurückgekehrt, reisten wir einige Tage später per Bahn nach Triashill, d. h. nach Rusapi der Bahn- und Poststation von Triashill, die allerdings noch 13 Stunden von der Mission entfernt ist, was aber nach afrikanischen Begriffen noch nicht weit ist.

Der Pater Missionar brachte uns per Auto nach Triashill. Hier ist ebenfalls ein herrliches Fleckchen Erde. Triashill hat eine schöne Kirche und auch gut gebaute Wohnhäuser für Missionare und Schwestern. Das Schönste aber ist die große Christengemeinde, die ungefähr auf 5000 zählt. Der Manyka-



Ehewürdige Mutter mit den Kindern im Garten von Monte Cassino.

1. Ehewürdige Mutter Paula, Generaloberin. 2. Schwester Ebba.

Stamm, der in dieser Gegend ansässig ist, gehört ebenfalls noch zu den einfachen Naturkindern. Ungefähr 160 Interne und 150 Tageschüler werden in der Mission unterrichtet. 25 zu Triashill gehörende Außenschulen werden von einheimischen Lehrern besorgt. Auch 20—30 kleine Waisenkinder stehen unter der Betreuung der Schwestern. Die muntern Krausköpfchen, groß und klein, haben Ehrwürdige Mutter bei der Begrüßung mit der schönen Aufführung „Das Kind vor dem Tabernakel“ angenehm überrascht. Das Beste für die Kinderwelt ist natürlich immer die Verteilung von Süßigkeiten, welche die kleinen Schwarzen ebenso gerne essen wie die europäischen Kinder. Ja, die Sister Mani mukura, d. h. die Schwester Mutter die Große, wie sie Ehrwürdige Mutter nennen, haben die Kinder und Erwachsenen liebgewonnen, besonders wenn sie keine Schwester wegnimmt. Als wir den Garten besichtigten, der von den schwarzen Mädchen unter Leitung der Schwestern gut gepflegt wird, sahen wir ein allerliebstes Bildchen. Mitten in einem Erdbeerbeet stand ein kleines zweijähriges Mädchen mit strahlendem Gesichtchen; die Augen leuchteten wie Sternchen. Als einziges Kleidungsstück trug es ein gewaschenes Hemdchen. Eine zierliche Perlenkette umschlang das Hälschen, und auch an beiden Armchen trug es einen Perlenreif und an den Beinchen einen Ring von Messing. Die Händchen umspannten einen dicken Maiskolben, das Leibgericht der Eingeborenen. Die Kleine heißt Aletha und ist erst vor kurzem mit ihrer Mutter getauft worden und als Schutzkind der lieben verstorbenen Schwester Aletha anvertraut worden. Tatsächlich kann man die Christen von den Heidenkindern unterscheiden; aus ihren Augen leuchtet etwas Übernatürliches.

2½ Stunden von Triashill liegt die Mission St. Barbara. Da der Weg nach dort nicht fahrbar war wegen starkem Regen, kamen die Schwestern, später noch der Father Missionar nach Triashill, um Ehrw. Mutter zu besuchen. Bei ihrer Rückkehr nahmen mich die Schwestern für einen Tag mit in ihre traute Mission. Da ging es natürlich wieder bergauf, bergab. Mitunter mußte ich schon mal die Hände zu Hilfe nehmen, wenn die Füße es allein nicht mehr fertig brachten. Die Mission ist ähnlich wie die in St. Benedict, nur hat St. Barbara noch ein Lehmhaus als Kirche. Trotz aller Einfachheit ist es doch ein schmuckes Kirchlein. Der Boden ist allerdings noch ganz in Natur wie auch alle anderen Zimmerböden, welche dann von Zeit zu Zeit mit afrikanischer Parkettwichse bestrichen werden, die die Eingeborenen aus Kuhdünger fabrizieren. Ja, St. Barbara liebt die Natur; sogar ihre beiden Glocken hängen in einem großen Baum in der Nähe der Kirche, und rufen von diesem eigenartigen Turm die Christen der Mission, die bis zu 3000 zählen, zum Gottesdienst. Auch die Schulen sind gut be-

sucht. 180 Kinder kommen täglich zum Unterricht, und 30 haben die Schwestern als Hauskinder. Noch in derselben Woche gingen wir nach Monte Cassino zurück, da Ehrwürdige Mutter die Oberinnen der verschiedenen Stationen zu einer gemeinschaftlichen Konferenz nach dort bestellt hatte. Diesmal unternahmen wir die Fahrt zur Abwechslung in einem Packwagen eines Güterzuges. Obwohl wir weder Bank noch Licht hatten, so waren wir doch froh, statt um 3 Uhr nachts schon abends um 8 Uhr am Ziele zu sein. Hier trafen wir nun auch die Oberinnen, so daß Ehrwürdige Mutter die Konferenz gleich beginnen konnte. Es waren gemüthliche, frohe Tage für die Oberinnen, allerdings weniger für Ehrwürdige Mutter, die durch das viele Sprechen doch sehr angestrengt war.

Kaum war die Konferenz beendet, kam Mgr. Brown von Salisbury und brachte uns mit seinem Auto nach dort. Unterwegs besuchten wir eine österreichische Grafenfamilie, die seit einem halben Jahre hier ansässig ist. Wie die Dame bemerkte, haben sie wegen schlechten finanziellen Verhältnissen ihre Heimat verlassen und suchen sich hier eine Existenz zu gründen, was aber auch sehr schwer ist, denn fast alle Farmer sind arm. Da die Familie katholisch ist, schickt Mgr. Brown von Zeit zu Zeit einen Missionar, der im Wohnzimmer dieser Familie dann die heilige Messe lesen darf. Die Dame, welche allein zu Hause war, freute sich sehr, wieder einmal deutsch sprechen zu können.

In Salisbury wurden wir im Konvent der Dominikanerinnen sehr liebevoll aufgenommen, wie wir dieses in den Klöstern hierzulande schon sehr oft erfahren haben. Ehrwürdige Mutter fuhr am nächsten Tage mit Schwester Consolata nach Driefontein, während Mutter Gaudiosa und meine Wenigkeit noch zwei Tage hier bei den Schwestern verweilten, um dann mit Mgr. nach Driefontein zu fahren; diese Zeit benutzten wir, um die Korrespondenz, die sich inzwischen sehr gehäuft hatte, zu erledigen.

Unsere Fahrt nach Driefontein, die trotz des Autos noch neun Stunden dauerte, verlief sehr gut; da die Gegend hier flach wie in Holland ist, geht das Reisen bedeutend leichter. Unterwegs hatten wir Gelegenheit, Ihnen nach dem fernen Europa herzliche Grüße mitzugeben. Die Boten, welche dieselben überbringen werden, sind die lieben Schwalben, die in Scharen sich hier sammeln für die große Reise über den Ozean. Gewiß sind dieselben noch früher bei Ihnen als der Brief.

In Driefontein erwartete uns schon Ehrwürdige Mutter, die inzwischen bereits die Visitation gehalten hatte. Für den Moment waren wir etwas überrascht, denn Ehrwürdige Mutter kam, gleich den andern Schwestern, im grauen Habit. Doch

bald gehörten auch wir zu den gräulichen Schwestern, wie man schon scherzweise sagte.

Auch hier in Driefontein hat der Fleiß wirklich Großes geleistet. Eine stattliche Anzahl Kinder, ich glaube bis 160, sind als Hauskinder in der Mission, zu denen sich noch viele Tages-
schüler gesellen. Die Kinder werden in den verschiedenen Haus-
arbeiten gründlich angeleitet, und lernen sie die schönsten Hand-
arbeiten aus Pflanzenfasern verfertigen. Die große Christen-
gemeinde ist der Stolz und die Freude der Missionare und
Schwestern. Auch sind bereits sechs Kandidatinnen hier, die
wirklich zu guten Hoffnungen berechtigen und den Schwestern



Ein echter Missionar, Pater Hesse S. J., inmitten der schwarzen Waisenkinder
in Monte Cassino, Rhodesia.

eine gute Hilfe sind. Alles war in tadelloser Ordnung; im Garten war kein Unkraut zu sehen. Durch den ausgiebigen Regen stand alles in üppigem Wachsen und Gedeihen. Das Volk hier ist wieder verschieden von den andern Missionen und nennt sich: Magaranga-Stamm. Bei der Begründungsfeier der Ehrwürdigen Mutter führten die Kinder das Drama „Die heilige Agnes“ auf in der englischen Sprache. Die Leistung konnte man wirklich großartig nennen.

Von Driefontein aus besuchten wir Heilig-Kreuz, das wir per Auto in einer Stunde erreichten. Die Freude der Schwestern wie auch der Kinder war groß. Das Mädchen, welches die Küche besorgte, meinte treuherzig: endlich ist Ehrwürdige

Mutter da. Ich warte schon so lange darauf, damit sie mich aus der Küche nimmt, was Ehrwürdige Mutter dann auch wirklich tat. — Heilig-Kreuz ist ebenfalls eine blühende Mission mit 14 Außenschulen, die alle gut besucht sind. Die Schwestern, besonders Schwester Virginia, sind unermülich. Schon in aller Frühe reitet sie hinaus, um ihre Schäflein in den Kraals zu besuchen. Dabei leistet ihr der treue Esel die besten Dienste, denn er kennt alle Wege und Stege. Gewöhnlich sind die Esel dumm, doch dieser macht eine Ausnahme, denn er ist sehr klug, wie Schwester Virginia uns erzählte, so daß sie schon mal scherzweise meinte, 's könnte ein verwünschter Prinz sein.

Nun wird es aber höchste Zeit, den Brief zu schließen. Eines möchte ich noch bemerken, nämlich, daß wir wieder glücklich in Mariannahill sind, von wo aus ich diese Zeilen absende. In den nächsten Tagen kommt der Abschied von Mariannahill und die Reise nach dem Osten, nach dem Kongo und dann frohes Wiedersehen im Mutterhaus!

Schw. Ebba C. P. S.

b) Zuwachs in unserer Genossenschaft; möchte er bald verdoppelt werden!

Im Mutterhaus „Heilig Blut“ wurden im Februar eingekleidet:

Postul. Becker Magdalena	Schw. Samuela	aus Westfalen
„ Ruck Franziska	„ Januarica	„ Ostpreußen
„ Flecken Katharina	„ Crispina	„ d. Rheinland
„ Irsh Maria	„ Silva	„ d. Saargebiet
„ Herbig Rosa	„ Bertholda	„ Bayern
„ Zink Therese	„ Theonita	„ Bayern
„ Bzik Barbara	„ Friedburga	„ Posen
„ Schierhoff Johanna	„ Makaria	„ Westfalen
„ Kürpick Angela	„ Annunciata	„ Westfalen
„ Frings Gertrud	„ Wigberta	„ d. Rheinland
„ Schmühl Justa	„ Edelfrieda	„ d. Rheinland
„ Hector Klara	„ Raymunda	„ d. Saargebiet
„ Jünemann Augusta	„ Juventia	„ Sachsen
„ Stein Barbara	„ Mauritia	„ d. Rheinprov.
„ Burgard Alonsia	„ Justina	„ Bayern
„ Schwickert Auguste	„ Ludwiga	„ d. Rheinland
„ Meyer Barbara	„ Bertilia	„ d. Rheinland

Zur ersten heiligen Profess wurden zugelassen:

Schw. M. Reinharda Rübsem	Schw. M. Viktorina Müsch
„ „ Androna Barth	„ „ Kostka Bormann

Schw. M. Antonita Wagner	Schw. M. Irmgard Gutwenger
" " Reinhilda Schmitz	" " Gonzagis Dellwig
" " Sophina Kaiser	" " Agathana Barnhagen
" " Gisberta Bayer	" " Erentraud Lang

Zur ewigen Profess wurden zugelassen:

Schw. M. Franzina	Schw. M. Nikolina	Schw. M. Rudolfa
" " Bertrand	" " Christa	" " Josefita
" " Romualda	" " Perpetua	" " Gisela
" " Ignatia	" " Theresina	



Mütterleins letzter Wunsch

Station Maria Trost

Mhlopekazi spielte nahe beim elterlichen Kraale, als der Vater Missionar in die Nachbarhütte zur alten kranken Maria ging. Scheu schlich sie ihm nach, denn der Vater hatte ihr eingeschärft, nie zur Missionsstation zu gehen, denn da würde sie gewiß getötet und aufgeessen. Diesen Befehl begriff sie wohl nicht gut, denn ihre Freundin, die kleine Dedani, war schon über ein Jahr in der Schule und doch noch immer am Leben. Aber vorsichtig wollte Mhlopekazi doch sein, und nur von außen wollte sie zuschauen, was der reiche Baba in dem Kraal tun werde. Elisabeth, die Tochter der Kranken, hatte über ein altes Kistchen ein weißes Tüchlein gelegt, darauf stellte der Baba (Missionar) ein Kreuz nebst zwei brennenden Kerzen; dann war alles still, und Mhlopekazi sah noch, daß der Priester der Kranken etwas in den Mund gab und betete. Sie ging nach Haus und sagte sich selbst: „Nun, aufessen werden sie mich nicht in der Mission;“ und sie wagte es trotz des väterlichen Verbotes am folgenden Sonntag hinzugehen. Da wollte sie denn ihre Freundin Dedani fragen, was das alles bedeute, was der Baba bei der alten Maria gemacht habe, und Dedani klärte sie in sehr kluger Weise auf. So schlich Mhlopekazi sich noch öfter zur Missionsstation.

Da wurde eines Tages ihr eigenes Mütterlein krank; der Vater war bei der Arbeit. Immer bedenklicher wurde der Zustand der Mutter; da sagte sie zu Mhlopekazi: „Hol mir den Umfundisi, den Priester, ich glaube, ich muß sterben.“ Eiligst kam sie zur Mission und bat dort flehentlich, der Vater möchte kommen mit demselben weißen Brot, daß er der kranken Maria gegeben habe, damit das Mütterchen nicht sterben müsse. Der Priester fragte das Kind nach dem Namen der Kranken,

worauf es antwortete: „Meine Mutter hat keinen Namen; sie ist noch Heidin.“ Schnell sattelte der Missionar sein Pferd und folgte der Kleinen. Der Priester sah, daß es mit der Kranken bald zu Ende gehe, sprach zu ihr vom lieben Gott, von dem schönen Himmel, von der Taufe; und da er den heißen Wunsch der Kranken sah, getauft zu werden, goß er das Wasser der Wiedergeburt über sie aus und nannte sie „Maria“. Voll Glück und Dank schien sie für kurze Zeit noch aufzuleben; dann richtete sie sich auf ihrem Lager auf und sagte zu Mhlopekazi: „Mein Kind, ich gehe jetzt zum großen Gott. Du hast mir immer gefolgt, folge auch jetzt und gehe, sobald ich heimgegangen bin, zu den Amaroma (Schwestern), bleibe dort bis Du groß und ein Gotteskind bist.“ Mhlopekazi weinte bitterlich und sagte: „Yebo Ma“ — „Ja, Mutter.“ Am folgenden Tage war die Mutter schon im Jenseits.

Ein zweites Weib ihres Vaters schnitt Mhlopekazi nun die Haare als Zeichen der Trauer; diese aber konnte es zu Hause nicht mehr aushalten. „Meine Mutter hat gesagt: gehe zu den Amaroma; ich folge. Ich werde ein Gotteskind.“

Am folgenden Morgen klopfte Mhlopekazi an der Pforte des Missionsklösterchens an und bat, lernen zu dürfen. Hoffentlich bleibt Mhlopekazi brav und wird, wie die Mutter es wünschte, ein gutes Gotteskind.

K

Eine treffliche Antwort

Ein Elternpaar, daß sich sonst nicht viel um den lieben Gott und die heilige Religion bekümmerte, hatte das einzige Kind durch den Tod verloren. Da ergossen sich die Eltern nicht nur in die bittersten Klagen, sondern sie murrten auch über Gottes Vorsehung, wie es denn der Brauch ist, daß gerade diejenigen, die am wenigsten an Gott denken, fordern, daß er desto mehr an sie denken und sie und all das Ihrige wie seinen Augapfel bewahren soll. Sie fragten ihren Seelsorger, wenn Gott, wie die Schrift sage, die Liebe sei, warum er denn ihnen ihr einziges geliebtes Kind genommen habe. Der Seelsorger, ein wahrer Gottesmann, antwortete: „Ihr wollt von mir wissen, warum Gott Euer Kind zu sich genommen habe? Ich antworte: Er will aus Eurer Familie auch eins in dem Himmel haben. Ihr Alten wollt nicht in den Himmel und hättet das Kind, wäre es das Eurige geblieben, auch nicht hineingelassen. Darum hat es der Herr zur rechten Zeit zu sich genommen. Wenn Ihr ein Elternherz habt, lauft dem Kinde nach und suchet es auf dem Wege der Tugend und Gottseligkeit, und Ihr werdet es wieder finden und nicht ferner verlieren.“

„Nun helft Ihr!“

Eine Ehefrau, deren Mann in der Gefangenschaft war, geriet oft in peinliche Geldverlegenheit. Einmal fiel ihr der Jammer besonders schwer aufs Herz, und trostlos nahm sie ihre gewohnte Zuflucht zu der Feldkapelle am Wege, der über über den kleinen Abhang in den Talgrund führt. Dort klagte sie dem Herrn und der schmerzhaften Mutter, als stünden beide lebendig vor ihr, die ganze Not, zeigte ihnen das kleine Geldstück, welches ihr ganzer Vorrat wäre, fing an zu weinen und ließ unter den Worten: „Nehmt Ihr mein Letztes!“ die Silbermünze in den Opferkasten fallen und stammelte schluchzend: „Nun helfet Ihr!“ — Von dieser Stunde an war zu ihrer freudigen Überraschung der zeitliche Segen wiedergekehrt, die Barschaft ist ihr von dort an niemals mehr ausgegangen, wohl aber ist alles besser gediehen, so daß die Schulden bezahlt wurden und keine Not mehr im Hause war.



Aus der Katechese bei den schwarzen Kindern

Schwester in der Schule: „Sagt mal, Kinder, was meint ihr wohl? Ist der liebe Gott nicht zu streng, wenn er die großen Sünder auf ewig in die Hölle verstößt?“

Schüler: „Nein, Schwester, da ist der liebe Gott nicht zu streng.“

Schwester: „Aber seht mal an, so auf ewig in der Hölle sein, das muß doch arg sein; meint ihr wirklich nicht, daß der liebe Gott da nicht zu hart ist? Was meinst du, Kleiner; denke dir doch nur: auf ewig in die Hölle verstoßen!“

Schüler: „Das wissen die Menschen doch vorher; der liebe Gott hat ja gesagt, daß diejenigen, die nicht brav sind, in die Hölle kommen!“



Wie man sich sein Leid leichter machen kann

„Ich habe mich nie über meine Lage beschwert“, sprach einst Radi, ein persischer Dichter, „außer einmal, als ich barfuß war und kein Geld hatte, mir Schuhe zu kaufen. Bald darauf aber traf ich einen Mann ohne Füße, da wurde ich wieder zufrieden mit meinem Schicksal.“ — Also, der, — so dachte Radi — ist noch schlimmer dran, als ich; so könnt's auch mir gehen; dagegen also ist mein jetziges Leid leicht. — Demnach: was dich auch drückt, sei zufrieden, denn es könnte noch schlimmer sein. Dank Gott, der dich vor dem Schlimmern bewahrt hat.

Mobeka, ein Opfer der Nächstenliebe (Fortsetzung.)

Auf einmal hörte man schießen. „Die Weißen, die Weißen,“ riefen alle vor Schrecken und Angst. Doch wer dachte jetzt an Verteidigung? Nur die Sklaven waren noch nüchtern. Einige der Betrunkenen griffen nach Lanze und Pfeil, doch es war keine Rettung mehr möglich. Auf Negerboten waren die Weißen mit ihren Soldaten den Seitenarm des Ruki-Stromes heraufgekommen und hatten nun leichtes Spiel. Es gab kein langes Gefecht. Nur wenige Schüsse wurden abgefeuert, denn die meisten Neger flohen in der Dunkelheit in den dichten Wald oder wurden von den Soldaten gebunden und auf die Boote gebracht. Auf das Versprechen des Häuptlings, daß die bestimmte Abgabe entrichtet werde, gab man viele wieder frei, jedoch wurden mehrere der Neger, namentlich der Sklaven, zur Arbeit nach dem nächsten Staatsposten mitgenommen. Und wer war unter den Gefallenen? E l e m b e.

Da ihr Hüttchen nahe am Eingang des Waldes stand, versuchte sie, mit Mobeka zu entfliehen, geriet mitten ins Gefecht und kam ums Leben, während Mobeka von einem Soldaten gefaßt, gebunden und auf das in der Nähe liegende Boot geschleppt wurde. Bittere Tränen rollten dem Mädchen über die Wangen. Der Traum der Mutter war in Erfüllung gegangen. Wo war ihr Geist jetzt? O sie durfte annehmen, daß die Mutter, wenn der Geist wirklich noch fortlebte, weniger zu leiden haben werde, als im Leben, ja vielleicht in einem Lande der Ruhe verweile, denn sie war ja so gut und voll Liebe gewesen, — aber doch liefen die Tränen weiter im Andenken des grausamen Todes der Mutter. Ihr eigenes Los machte ihr nicht viel Sorge. Mehr Elend, als im eignen Dorfe, konnte sie kaum erwarten, zur Arbeit war sie ja einmal da, als geborene Sklavin.

Am andern Morgen fuhren die Weißen mit den Gefangenen ab. Es ging stundenlang mit mühsamem Rudern stromaufwärts, das Wasser machte viele Krümmungen, denn die langen schmalen Boote mußten oft plötzliche Wendungen machen und der Steuer- mann mußte dann seine ganze Kunst versuchen, um nicht im Urwald, durch den sich der Fluß schlängelte, festzufahren. An einzelnen Stellen lag ein wenigstens tausendjähriger, morsch gewordener umgestürzter Baumstamm quer über dem Fließchen, da hieß es einfach auf den Baum zu steigen und an der andern Seite wieder hinab in Boot springen, das unter dem Baum durchgezogen wurde. Undurchdringliches Dickicht war auf beiden Seiten, denn zwischen den hohen Waldbäumen war alles mit kurzem, dornigem Gestrüpp bewachsen und üppige Lianen verbanden die Bäume gegenseitig. Dazwischen erhoben sich die kunstvoll errichteten Bauten der Waldameise.

Diesen Weg hatte Mobeka noch nicht gekannt, denn als Sklavin war sie nicht weiter gekommen, als zu den dicht bei Bolombo liegenden Maniokfeldern. Sie schaute auf. Ob der Weg sie wohl jemals wieder in ihr Heim zurückführen werde? Doch dies war ihr einerlei, sie ließ ja nichts Liebes zurück, weil die Einzige, die sie geliebt, tot war. Nach einigen Stunden kam man an den Ausgang des Waldes und in den Rukifluß, wo das Dampfschiff lag. Dann ging es den Ruki hinunter bis nach Coquilhatville, wo er in den Kongo-Strom mündet. Coquilhatville ist eine ziemlich große Stadt am Äquator mit manchen für das Kongoland recht stattlichen Gebäuden; damals war sie erst im Entstehen begriffen, und man suchte viel Arbeitsvolk, die Männer zum Bauen der Häuser, die Frauen und Mädchen, um die rings herum liegenden Felder zu bebauen und die breiten, neu angelegten Wege sauber zu halten. Für die Arbeiter waren Baracken errichtet, lange Hallen mit einem Palmdach, welches auf starken Holzpfählern ruhte. Einige dieser Notwohnungen wurden als Küchen benutzt, man sah darum Holzfeuerchen lustig emporflackern, auf denen ein schwarzer irdener Kochtopf stand, andere dienten als Schlafraum, diese hatten eine Hinterwand, an welcher die einzelnen Bambusbetten befestigt waren. Die Betten enthielten meist eine Wolldecke und ein Stück Holz, welches als Kopfkissen diente, und waren ringsum von einem Stück Stoff umgeben, um die Muskieten fernzuhalten.

Mobeka erhielt ihr Lager in einem Hause, welches für Frauen und Mädchen bestimmt war. Tag für Tag mußte fleißig gearbeitet werden, ein schwarzer Wächter hatte die Aufsicht. Doch die Arbeit war nicht so übermäßig streng wie in früheren Tagen, und die tägliche Nahrung, Fisch und eine Art Brot, das aus den Wurzeln des Maniokstrauches bereitet war, wurde vom Staat geliefert. Dazu erhielt sie von Zeit zu Zeit ein Stück Stoff, so daß sie sich anständig kleiden konnte. So verging ein Jahr. Mobeka befolgte treu die Mahnung der verstorbenen Mutter und hielt sich rein vom Bösen, allein vom Christentum hatte sie noch nie etwas gehört.

Eines Tages, als wieder ein Schiff in Coquilhatville anlangte, lief alles Volk neugierig hinzu, denn es waren weiße Männer darauf mit einer Kleidung, wie man sie noch nie gesehen im Lande der Neger: langes, weißes Kleid und schwarzes Skapulier. Es waren Patres aus dem Orden der Zisterzienser, welche in dem zwei Stunden von Coquilhatville entfernt liegenden Dorf Bamania eine Mission errichten wollten.

Auch Mobeka stand am Ufer und blickte scheu nach den fremden Männern hin. Der Anblick derselben ergriff sie eigentümlich. Hatte nicht die Mutter im Traum einen Mann im langen weißen Gewand gesehen und hatte dieser nicht gesagt, die Weißen seien gekommen, um dem Lande Segen zu bringen?

Was wollten doch wohl diese Männer hier? Bald sollte sie mehr erfahren, denn allmählich ging's von Mund zu Mund, es seien dieses Diener des großen Geistes und nur gekommen, um den Schwarzen von einem andern Leben, das nach dem Tode beginnt, zu erzählen, von einem Gott, der das Gute belohne und das Böse bestrafe, der auch die Schwarzen in sein Reich, den Himmel, rufe. Gern hätte Mobeka noch mehr gewußt, aber wer konnte ihr mehr sagen? Die Patres waren fort nach Bamania, um dort das Samenkorn zu legen, das in wenigen Jahren zu einem so mächtigen Baum sich entwickeln sollte. Wieder ein Jahr ging vorüber, da landete eines Tages wieder ein Schiff, und noch eiliger als das erste Mal stürzte alles, was laufen konnte, zum Ufer. Vier weiße Frauen waren auf dem Schiff, um den Patres in Bamania beizustehen, waren sie gekommen. Sie trugen rote Kleidung und erregten das größte Staunen des Negervolkes, denn weiße Frauen hatte man hierzulande noch nicht gesehen. Man hielt sie für Wesen aus einer höheren Welt. Es waren die ersten Missionsschwwestern vom kostbaren Blut in der damals noch gebräuchlichen Tracht: Roter Habit, schwarzes Skapulier und weißer Schleier. Die Neugierde oder besser Wißbegierde Mobekas wurde immer mehr rege. Was mochten doch in so fremdem Lande die weißen Frauen wollen? Noch einige Wochen und Mobeka vernahm, daß man viele im Kriege mitgenommene Kinder diesen Frauen zur Erziehung übergeben habe, und daß dieselben in liebevollster Weise sich der Armen und Kranken in der Umgegend annähmen. Es schmerzte Mobeka, daß sie nicht einige Jahre jünger war, dann wäre sie gewiß auch dorthin gebracht worden.

Nach und nach verbreitete sich das Christentum auch in der Umgegend. Die Heiden wollten den Gottesdienst der Patres und weißen Frauen sehen und eilten Sonntags zur Kirche nach Bamania, die allerdings in den ersten Jahren nur ein aus Palmblättern geflochtenes Haus war. So ging auch Mobeka an Sonntagen, wenn die Zeit es ihr eben erlaubte, nach Bamania, hörte die heilige Messe und begab sich dann zur Katechese, die von einer Schwester an die aus der Umgegend herbeigekommenen Frauen und Mädchen erteilt wurde. Wäre sie frei gewesen, so hätte sie gebeten, als Arbeiterin auf der Mission leben zu dürfen, aber das Briefchen, das sie vom Staat empfangen hatte bei Antritt ihrer Dienstzeit, lautete auf fünf Jahre, und die waren noch lange nicht vorbei. Da kam der liebe Gott selbst ihrem Verlangen zu Hilfe. Im Kongoland brachen die Pocken aus, besonders an Plätzen, wo viele Neger dicht beisammen wohnten, so auch in Coquilhatville. Großes Elend kam über die schwarze Bevölkerung. Wer sollte sie pflegen? Viele Kranke begaben sich zu Verwandten oder Freunden in der Nähe, andere, die keine Verwandten hatten, wurden von ihren

schwarzen Brüdern aus Furcht vor Ansteckung aus dem Hause gewiesen in die Wildnis, wie es jetzt noch immer von den Negern geschieht. So erging es auch Mobeka, sobald man an ihr die Krankheit bemerkte. Keiner wollte sie aufnehmen.

Die Patres von Bamania gingen häufig nach Coquilhatville, um die Kranken aufzusuchen und die Sterbenden zu taufen. Sie hatten in Bamania, im Walde, zehn Minuten von der Station entfernt, ein Palmenhaus errichtet, falls die Seuche auch dort ausbrechen sollte, es waren schon einzelne Angesteckte aus der Nähe nach dort gebracht worden. Aber wer hätte alle die Kranken der Umgegend herbeiholen können? Die Neger weigerten sich, dieselben zu tragen, da sie große Furcht vor dieser tödlichen Krankheit haben.

Mobeka lag im Walde ohne jegliche Hilfe. Das Fieber verzehrte sie, aber keiner war, der ihr einen Schluck Wasser gebracht hätte. Abends, wenn es dunkelte, kroch sie auf Händen und Füßen aus der Wildnis zu den benachbarten Negerhütten und wartete den Augenblick ab, wo sie eine der Hütten leer glaubte, um nach Wasser zu suchen, um ihren glühenden Durst zu löschen.

In dieser großen Not war sie mit ihren Gedanken nur bei den weißen Frauen in Bamania. O, niemand würde sie jetzt vermissen! Wäre nur der Weg nicht so weit gewesen! Sie nahm sich vor, sobald die Krankheit sich zum Besseren wenden und sie etwas Kraft verspüren würde, all ihre Kräfte aufzubieten, um Bamania zu erreichen. Endlich legte sich das Fieber. Mobeka konnte wieder etwas Nahrung zu sich nehmen; aber was war es, das ihr zur Speise diente? Überbleibsel von Maniokwurzeln, die sie abends in der Nähe der Hütten fand, oder etwas Mais, den sie sich vom nächsten Felde holte. Langsam kamen die Kräfte soweit zurück, daß sie es wagen durfte, den zwei Stunden weiten Weg nach Bamania zu machen. Allerdings gebrauchte sie fast einen ganzen Tag, bis sie endlich die Station erreichte. Todmüde langte sie am Abend an, blieb in einiger Entfernung vom Kloster stehen und bat eines der vorbeigehenden Mädchen, einer Schwester zu melden, daß eine Kranke sie zu sprechen wünsche. Die Schwester kam herbei, und Mobeka erzählte nun ihre ganze Not und das äußerste Elend, in dem sie gewesen; dringend bat sie, nicht wieder weggesendet zu werden, irgendein Winkelchen, wo sie sich aufhalten könne, wäre ihr gut genug, bis sie ganz genesen sei. Gerne wolle sie all ihre Kräfte der Mission weihen. Die Schwester sprach ihr liebevoll tröstend zu und nahm sie dann mit in das Krankenhaus für Pockenleidende; denn bei den Kindern durfte sie noch nicht untergebracht werden, da diese Krankheit im letzten Stadium die größte Ansteckungsgefahr in sich birgt. Mobeka blieb noch wohl 14 Tage im Krankenhaus. Hier hörte sie die Grund-

wahrheiten des Christentums erklären; und was sie in den Katechesen am Sonntag, denen sie höchst selten hatte beiwohnen können, nicht verstanden hatte, wurde ihr jetzt deutlich. Es kam ja zuweilen vor, daß die Priester einem Kranken die Nottaufe erteilten, und dann wurden immer wieder die Hauptwahrheiten von dem unendlich gütigen Gott und seinem Sohne, der für uns am Kreuze starb und dessen Blut die Seele in der Taufe wäscht, wiederholt. Da erinnerte sie sich denn wieder lebhaft ihrer verstorbenen Mutter, und unaufhörlich verfolgte sie der Gedanke: „Aber wo mag die Mutter sein? Ihre Seele ist nicht gewaschen durch die Taufe; konnte sie nun doch in den Himmel kommen, wovon die weißen Priester erzählten?“ Eines Tages wagte sie es ganz schüchtern, dem Vater von ihrer Mutter zu erzählen, wie sie immer so gut gewesen sei, welche Ermahnungen sie Mobeka zuletzt gegeben habe und wie sie kurz vor ihrem Tode einen so merkwürdigen Traum gehabt habe. Tiefaufatmend fragte sie dann: „Was meinst du, Vater, wo wird meine Mutter sich jetzt befinden?“ — O, welche Wonne durchströmte ihr Herz, als der Vater ihr versicherte: „Fürchte nichts, Mobeka; der gute Gott nimmt den Willen für die Tat an. Schau, deine Mutter hätte sich ja taufen lassen, wenn nur ein Priester da gewesen wäre; nein, wenn sie so brav gelebt hat, ist sie nicht verloren, sondern bei Gott im Himmel, wo du sie einst wiederfinden wirst.“ (Fortsetzung folgt.)

K

Lustige Ecke!

Ein englischer Geschäftsmann war bei einem chinesischen Mandarin in Hongkong zum Essen eingeladen. Verschiedene Gerichte erschienen an der Tafel, u. a. ein Braten, der ihm ausgezeichnet schmeckte. Plötzlich erinnerte er sich, daß die Chinesen auch Katzen essen und daß er vielleicht sich soeben daran gut getan hat. Er wollte es wissen. Der Mandarin verstand jedoch kein Wort englisch, und darum zeigte der Engländer auf die Schüssel und sagte fragend: „miau, miau?“ Der Mandarin schüttelte den Kopf und antwortete: „wau, wau!“

Doktor zum Patient: „Hm, hm, Sie gefallen mir gar nicht.“

Bauer: „Was? Dann suchen Sie sich einen schöneren Patienten.“

Kastellan läßt einen Besucher das Schloß sehen: „Das hier ist die Büchse für das Trinkgeld; sie ist aus dem 18. Jahrhundert, wird aber auch heute noch gebraucht.“

Ein alter Herr hatte auf seinem Feld eine Tafel anbringen lassen mit der Aufschrift: „Dieses Feld schenke ich demjenigen, der zufrieden ist.“

Bald erscheint ein Liebhaber.

„Guter Freund, sind Sie ein zufriedener Mensch?“ fragte ihn der alte Herr.

„Gewiß, ich bin sehr zufrieden.“

„Warum wollen Sie denn dann mein Feld haben?“

Schwester: „Daizie, wo ist denn heute Dein Bruder schon wieder, warum kommt er nicht zur Schule?“

Daizie zur Schwester: „Schwester, der kann heute nicht kommen, der hat seine Hose verloren.“

Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Aachen Mk. 21.—, Franz; Dortmund Mk. 21.—, Paderborn Mk. 21.—, Ida Elisabeth; Niedersfeld Mk. 21.—, Joseph; Diefflen Mk. 42.—; Danzig Mk. 21.—, Maria Elisabeth; Gronsbardorf Mk. 21.—, Koleta; Peiskretscham zu Ehren des kostbaren Blutes für einen Verstorbenen Mk. 21.—, Maria Theresia.

Für die Mission: Leinesfelde Mk. 5.—; Euskirchen Mk. 15.—; Saarlouis 2 Mk. 13.83; Münstermaifeld Mk. 5.—; Buer der kleinen heiligen Theresia zum Dank für Hilfe in einem Anliegen Mk. 10.—.

Für die Ausfägigen: Dortmund Mk. 6.50.

Für Missionszwecke: Dortmund Mk. 2.50; Hamborn Mk. 10.—; Ehrzumzüg Mk. 7.—,

Almosen: Imgenbroich Mk. 17.50.

Allen unsern lieben Wohltätern ein herzliches Vergelt es Gott! Es segne und schütze alle unsere lieben Wohltäter das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi! Mit diesem Segenswunsch schließt dreimal täglich unser Gebet für dieselben.

Gebetserhörungen

Der lieben Gottesmutter, dem heiligen Joseph und der kleinen heiligen Theresia innigsten Dank für Erhörung in zwei wichtigen Anliegen.

Erfurt.

Der heiligen Theresia vom Kinde Jesu sei hiermit innigst gedankt für die auffallende Hilfe in einem großen Anliegen. Veröffentlichung in den Caritasblüten war versprochen.

Schwester M. E., Missionschwester vom kostbaren Blut.

Dem göttlichen Herzen Jesu, dem unbefleckten Herzen Mariä, dem heiligen Joseph und der heiligen kleinen Theresia vom Kinde Jesu und vom heiligsten Anlitz sei tausendmal Dank für Hilfe in verschiedenen Anliegen. Veröffentlichung war versprochen.

Eine Missionschwester vom kostbaren Blut.

Rätsel

Al, ba, bar, bel, del, e, fant, ge, lah, le, nel, ou, ra, re, sims, ta, tun, tü, ver, zo.

Suche aus diesen Silben acht Wörter zusammensetzen, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen zu bereitwilligem Wohltun anregen.

1. Wandleiste; 2. Einleitung einer Oper; 3. unterirdischer Durchgang; 4. Verweis; 5. vielverehrte Märtyrer-Jungfrau; 6. größtes Säugetier; 7. Hermelin; 8. Gott der Mohammedaner.

Auflösung des Sprichworträfels

Alles mit Gott! So hat es keine Not.